



Der Christenbote

♦ ♦ ♦ Monatsblatt ♦ ♦ ♦

für die deutschen evangelischen Gemeinden in Santa Catharina
und in Mittelbrasiliens.

R herausgegeben von der Evangelischen Pastoralkonferenz von Santa Catharina und der Synode Mittelbrasiliens.

16. Jahrgang.

Blumenau, im Oktober 1923.

Nr. 10.

Das Linsengericht.

1. Mose 25, 28—34. Jakob lochte ein Gericht. Da kam Esau vom Felde und war müde und sprach zu Jakob: Lass mich kosten das rote Gericht, denn ich bin müde. Aber Jakob sprach: Verkauf mir heute deine Erstgeburt. Esau antwortete: Siehe, ich muß doch sterben, was soll mir dann die Erstgeburt? Jakob sprach: So schwörte mir heute. Und er schwur ihm. Also verachtete Esau seine Erstgeburt.

Die Erstgeburt oder das Recht des Erstgeborenen in Israel war das Recht der eigentlichen Kindshaft und Erbhaft. Denn der Erstgeborene war der Erbe des väterlichen Eigentums und der Träger der Familienüberlieferung, hier also auch Erbe der Verheißungen Gottes an Abraham.

So ist im Sinn des Neuen Bundes die Erstgeburt nichts andres als das Recht der Gotteskindshaft und des Gotteserbes. Was ist's doch Großes um diese Erstgeburt! „Sehet, welch' eine Liebe hat uns der Vater erzeugt, daß wir sollen Gottes Kinder heißen.“ — Wie groß das Glück zu wissen: mir ist alle Sünde vergeben, ich bin durch Christus meinem Gott angenehm gemacht, bin von ihm ewig treu geliebt, auf Schritt und Tritt geleitet, seiner Liebe gewiß, die alle Furcht vertreibt! — Und doch, das Kindesglück hienieden, was ist's gegen das Glück der Kinder, wenn sie nun dort im Himmel das Erbe antreten werden, das Erbe, dessen Herrlichkeit kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, kein Mund gelehrt, das in keines Menschen Herz gedrungen ist! Diese Erstgeburt hat mir der Heiland durch sein Blut erworben.

Und nun, was ist das Linsengericht? An sich nicht viel, aber dem hungrigen und ermüdeten Esau dünkte es in dem Augenblick überaus lästlich. — Ein Linsengericht, nichts andres bei Lichte besehen, ist im Vergleich mit dem seligen Glück eines Kindes Gottes aller Erden Gut und Habe, auch das Edelste und Schönste, kurz alles, was vergänglich ist und nicht hinüberreicht in die Welt der Ewigkeit. — Ein Linsengericht recht eigentlich ist aber aller augenblickliche Genuss in Essen und Trinken und allem Gelüste des Fleisches, all das so kurze Wohlbehagen beim Genuss von Leckerbissen in Speise und Trank, bei Befriedigung der Fleischestriebe.

Und ums Linsengericht die Erstgeburt hergeben? — Ein paar Minuten, so war's verzehrt und das Wohlbehagen vorbei — aber vorbei auch das ihm für Zeit und Ewigkeit zugedachte Glück der Erstgeburt. Wie töricht! — Wir begreifen Esaus Torheit, weil wir die unsrige, die noch viel größer ist, nicht begreifen.

Die Ungläubigen freilich sprechen mit Esau: „Ich muß doch sterben“ und dann ist's aus. Drum „lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“. Ja, wer an keine Ewigkeit glaubt, für den ist's ganz natürlich und verständlich, daß er nur dem Genuss des Augenblicks lebt.

„Wer zu hören willst du ja nicht gehören. Und doch wie

oft gibst du um einen Augenblick Sinnenlust dein ewiges Glück dahin.

Ein Kind, das so gern seinen Eltern nur Freude machen möchte, ein Stückchen Kuchen ist ihm so verlockend, es sündigt darum.

Ein Jüngling, eine Jungfrau, von treuer Elternliebe behütet, auch wie wenig gehört dazu, sie zu Falle zu bringen: ein Blick des Lüsternen Auges, ein geträumter Augenblick der Wonne — und um dies Linsengericht ist der Friede Gottes, das kostliche Erbe des Erstgeborenen preisgegeben.

Und ein Mann an Jahren und Glauben, wie leicht und schnell geschieht es auch ihm: ein wenig eitle Freude, ein schillernder Blick auf etwas, was die Lust des Fleisches reizt, ein wenig zu viel im Trinken — es ist genug, um das edelste Gut der Seele in Gefahr zu bringen.

Das ist unbegreiflich. Aber nicht nur das, es ist auch gefährlich. Esau konnte nachher seine Torheit nicht wieder gut machen. „Er fand nicht Raum zur Sinnesänderung seines Vaters, obwohl er sie mit Tränen suchte.“

Soll's auch bei uns so sein, daß jedes leidenschaftliche Preisgeben der himmlischen Güter gegen eine Erdenlust uns unwiderruflich um das Erbe bringt? Gott lob, nein! sonst wär's mit uns allen aus für immer. Gott ist sehr barmherzig. Wer aber im Vertrauen auf diese Barmherzigkeit frech die Lüste der Welt genießen will, dem könnte es wie Esau gehen, daß er mit Tränen Raum sucht zur Aenderung der Sache, aber ihn nicht findet, weil in seinem Herzen kein Raum mehr ist zur Sinnesänderung.

Ege.

Was ist wertbeständig?

Von Wilhelm Lange.

Das Geld nicht. Jede Zeitung erzählt uns ja, wie z. B. die deutsche Mark von Tag zu Tag an Wert verliert, sodoch eine Summe deutschen Geldes, die vor dem Kriege 2 Contos wert war, jetzt noch etwa 20 Rs. gilt. Als die „Rheinische Mission“ im Jahre 1913 ihr 75jähriges Jubiläum feierte, konnte sie berichten, daß sie in diesen 75 Jahren im ganzen 19 Millionen Mark gebraucht hatte. Jetzt reicht dieselbe Summe kaum für eine Woche. Das Geld hat keinen bestimmten Wert mehr, drum blüht in Deutschland der Tauschhandel wieder auf. Ein Pensionär zahlt im Monat als Pension 50 Kg. Roggen. Der Zahnarzt nimmt für eine Plombe 6 Markenbrote, für das Ausziehen eines Zahns 4 Eier oder den jeweiligen Wertdavon. Doch der ist immer noch schwankend. Was ist wertbeständig? Ein Flugblatt aus dem Bammer Missionshaus gibt darauf die Antwort: Das Einzig-wertbeständige ist der Glaube, und erzählt dazu: „Durch den Glauben“ tat der eine dies, der andere das. „Durch den Glauben“ überbrachte jene Frau ihrem Pastor eine große Summe für die Mission, als sie einen Wurf Herkeln verkauft hatte. „Durch den Glauben“ verkaufte jener Landwirt

in Ostpreußen einen Sad Weizen und schidte den Erlös ans Missionshaus. „Durch den Glauben“ überreichte eine schlichte Frau auf dem Flur des Missionshauses ein Sparkassenbuch von 5000 Mark und erschien nach einem halben Jahre wieder, ließ den Direktor aus der Vorstandssitzung herausrufen und übergab ihm 30 000 Mark, wollte aber ihren Namen nicht nennen. „Durch den Glauben“ fertigt ein gelähmtes Mädchen mit ihren fixen Händen Papierblumen an und läßt die Abnehmer dafür etwas in ihre Missionsbüchse steden. „Durch den Glauben“ fängt ein Junge Mäuse für die Mission, nachdem er im Kindergottesdienst seinen Pastor einmal hatte erzählen hören, daß ein Junge das für Bethel getan habe. „Durch den Glauben“ hat ein anderer Junge, dem ein Fuß abgenommen werden mußte, den Vater, er möchte das Geld, das er von einer Tante als Schmerzensgeld erhalten hatte, um sich dafür eine Tafel Schokolade zu kaufen, an die Mission schicken. Und so fort und fort.

Viele, viele, und vor allem die Anstalten christlicher Liebeswerke sind einzig auf den Glauben angewiesen als auf das, dessen Wert beständig bleibt. Lieber Leser und Leserin des Christenboten, hast du auch schon etwas „durch den Glauben“ getan?

Als ich einige Monate in meinem jetzigen Amt in Pomerode war, wurde mir einmal gesagt: „Die Leute sind sehr zufrieden mit Ihnen und sagen: „Das ist ein Pastor, der nicht so viel bittelt und kollektiert“. Aber ich fürchte: Diesen „guten Ruf“ habe ich schon verloren.

Staat und Kirche in Deutschland seit der Revolution.

Staat und Kirche sind aufeinander angewiesen, denn sie sind zwei wohl verschiedene, aber doch einander fördernde und ergänzende Gliederungen ein und desselben Volkes, nämlich die Rechts- und die Religionsgemeinschaft. An ihren gegenseitigen Beziehungen ist die Gesamtheit beteiligt, weil die Kirchenglieder zugleich Staatsbürger und die Staatsbürger entweder Kirchenglieder sind oder wenigstens eine bestimmte religiöse Stellung einnehmen. Das Volk braucht beide gleicherweise, denn nur durch staatliche Ordnung und Macht kann es sich behaupten und seine Wohlfahrt sichern; wiederum wird nur durch kirchliche Pflege sein religiöses Bedürfnis befriedigt, sein tiefstes Glück und seine sittliche Stärke gegründet. Durch die starken Bande ist jeder einzelne an beide gebunden, durch Vaterlandsliebe an den Staat, durch den Glauben an die Kirche, und diese wiederum sind die bedeutendsten Mächte; sie haben die Welt- und die Kirchengeschichte gemacht.

Der Staat braucht die Kirche, denn als die Pflegerin des Religiösen und Sittlichen erfaßt sie den Staat als gottgewollte Ordnung und haut ihm im Herzen der Bürger das festste Fundament, erzieht ihre Glieder zu freudigem Gehorsam, zur Rechtshaffnenheit und Opferwilligkeit, wehrt der Unzufriedenheit und dem Umsturz im Lande. Die Kirche bedarf ihrerseits wieder des Staates, seines starken Armes und seiner helfenden Hand, die ihr Ruhe und Schutz nach außen gewährt und oftmals selbst in innerkirchlichen Wirren sehr nötig und nützlich gewesen sind. Alles kommt darauf an, daß beider Gebiete und Tätigkeiten bestimmt und geschieden und ein gezielches Miteinandergehen und Hand-in-Hand-Arbeiten erzielt werden. Das richtige Verhältnis dürfte sein, daß der Staat in seinem Gebiet volle Hoheit habe, auch über die Kirche, soweit es sich um das Recht handelt, die Kirche aber Selbständigkeit und Freiheit der Betätigung genieße, auch gegenüber dem Staat, soweit es Religion und Sittlichkeit betrifft. Die Gläubigen müssen eben der Obrigkeit untertan sein, aber Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Im Lauf der Geschichte sind die Grenzen von beiden vielfach verrückt und ihre Machtbefugnisse über das Maß ausgedehnt worden. Als die christliche Religion durch den ersten christlichen römischen Kaiser zur Weltreligion gemacht wurde, nahm dieser auch eine beherrschende Stellung in der Kirche in Anspruch. Er begündete das sogenannte Staatschristentum, in dem der Wille des Staatsoberhauptes auch für die Kirche maßgebend war; auch entlehnte er von den Würden des heidnischen Kaiseriums für sich den Titel eines obersten Priesters. Gegen die Übergriffe des Staates wandte sich die Kirche um so erfolgreicher, je mehr das Papsttum erstarke, und verweltlicht, wie sie bald geworden war, verlangte die Kirche nicht weniger als die Herrschaft über die ganze Welt. Sie vertrat das Kirchenstaatstum. Der Kampf um die Vormacht

füllt das ganze Mittelalter aus, und heute noch fordert die römische Kirche, daß sich die Staaten unter ihr Gebot beugen.

Auch die reformierte Kirche hat Kraft und Willen zur Beeinflussung des öffentlichen Lebens und zur Durchdringung und Beherrschung des Staates und zu diesem Zweck eine sorgsam entworfene Verfassung hervorgebracht. „Sie hat Geschichte gemacht, gerade so streifbar und tatenreich wie die katholische Kirche“, nur daß ihr weniger am Amt als an der Amtswirkung liegt, daß sie das Wort zur Herrschaft, während jene durch das Wort sich zur Herrschaft bringen will.

Ganz anders ist die lutherische Kirche geartet. Innerlich gerichtet und bescheiden verlangt sie vom Staat nichts als Freiheit des Evangeliums und der Religionsübung. Im Wort hat sie ihren Reichtum, ihre Kraft und Segensquelle für die Seelen; die Gnade ist es, der sie zwecks innerlicher Befreiung durch Lehre und Predigt zur Herrschaft verhelfen will. Auch sie braucht Verfassung und Ordnung. Doch kommt es wenig darauf an, woher sie zu nehmen sei. Da das Bischofsamt der alten Kirche versagte, schloß man sich an die Staatsverhältnisse an, richtete sich in denselben ein und erkannte das Staatsoberhaupt, feilich mit weitgehender Einschränkung auch als Haupt der Kirche an. Ein Körper ist es, den Christus hier auf Erden hat, so braucht derselbe nicht zwei Häupter zu haben, so sagte man; das eine genügte. Die lutherische Kirche wurde Staatskirche, während die reformierte und die katholische mehr oder weniger das Kirchenstaatstum anstreben.

In ihrer engen Verbindung mit dem Staat hat die lutherische Kirche trotz ihrer verfassungsmäßigen Abhängigkeit sich die innere Freiheit immer gewahrt, ist zu hoher Blüte gelangt, und die Gemeinden haben sich wohl befunden.

Die grundsätzliche Trennung kam durch die Revolution 1848. Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 erklärte: „Die evangelische und die katholische Kirche sowie jede andre Religionsgesellschaft ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbstständig“. Die katholische Kirche zog daraus die Folgerung und setzte sich, „gestützt durch ihre festgegliederte, eherne Verfassung, durch ihre Bischöfe einseitig in den Besitz der Freiheit und Macht, die sie auf Grund der Verfassungsartikel beanspruchen zu dürfen glaubte“. Die evangelische Kirche hätte nun auch an die Arbeit gehen und sich eine neue Verfassung geben können und sollen. Allein wer war die Kirche? Ihr oberstes Haupt war der Landesherr; eine Losreihung von ihm erschien als Untreue, Revolution der Kirche. Die kirchlichen Behörden waren eigentlich Staatsbehörden, die sich nicht gegen den Staat wenden durften. So fehlte es an jeder Leitung, wenigstens jeder anerkannten amtlichen Leitung. Das Band hielt fest. Alles blieb beim alten, „die evangelische Kirche abhängig vom Staat und vielfach von Staatsbehörden wie dem Kultusminister und den Bezirksregierungen“, wozu noch ein Neues kam, nämlich das Mitbestimmungsrecht des Reichs- und des Landtags, in denen Katholiken, Juden und Ungläubige mitredeten. Diese Lage wurde von den Besten der Kirche immer als unwürdig empfunden, und das Verlangen nach Befreiung von der Staatsfessel wurde lebendig. Eine Besserung trat dann auch ein, doch kam sie wieder vom Staat und nicht von der Kirche. Der mächtig erstarke Staatsgedanke nämlich, der sich im Deutschen Reich regte, führte zum sogenannten Kultukampf, der die Staatshoheit gegenüber der katholischen Kirche wiederherstellte. Der evangelischen Kirche aber brachte diese Zeit neben mancher Beschränkung einen Ansatz zur wirklichen Selbstverwaltung in der neuen Kirchengemeinde- und Synodalordnung. Die evangelischen Gemeinden kamen nun zu dem Recht des Gehörtwerdens und der Entscheidung in kirchlichen Fragen, während die kirchlichen Landes-, Provinzial- und Kreisbehörden, nämlich Oberkirchenrat, Konistorien und Superintendent freilich königlich blieben. Ob auch königlich nur insofern der König das irdische Haupt der Kirche, der oberste Bischof war: er war es doch eben als Landesherr; und das Landeshaupt konnte sich als Kirchenhaupt nicht mit sich selber in Widerspruch setzen. Es ist zuzugeben, daß die evangelische Kirche von dieser Verbindung manche Vorteile hatte. Sie war wohlbeschützt, behielt das Volk und hatte Einfluß auf die Gesetzgebung — eben durch seine Behörden; auch wurde sie mit Geldmitteln reichlich unterstützt, und die „überzeugt christliche Gesinnung“ des früheren Landesherrn hat ihre Macht und ihr Ansehen gefördert. Sie stand groß da. Der ausgewanderte Deutsche mochte mit stiller Wehmut an die äußerlich glänzenden Verhältnisse der Heimatkirche gedenken. Jedoch verdankte die Kirche ihre Stellung der Verknüpfung mit dem weltlichen Staat, und das konnte auf

die Dauer nicht bleiben. Eine fortschreitende Entwicklung zur reinlichen Scheidung mußte kommen; wann allerdings, das konnte niemand vermuten.

Die Scheidung kam über Nacht gewissermaßen. Durch die Novemberrevolution 1918 wurden die Thronen gestürzt, die Landesherren abgesetzt, und damit fiel auch das landesherrliche Kirchenregiment und riß das Band zwischen Staat und Kirche. Der neue Staat ist nicht mehr ein christlicher, insofern Artikel 14 der Verfassung von 1850 aufgehoben ist, nach dem „die christliche Religion bei denjenigen Einrichtungen des Staates, welche mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, zu Grunde gelegt werden soll“. Die neue Volksregierung hatte „Befreiung der Schulen von jeder kirchlichen Bevormundung, Trennung von Staat und Kirche“ auf ihre Fahne geschrieben. Die zunächst vorherrschende Richtung wollte eine kirchenfeindliche Trennung. Wie weit dieselbe ging, mag aus dem Programm der „Unabhängigen“ ersehen werden. Danach sollten alle direkten und indirekten Leistungen des Reiches, der Einzelstaaten und der Kommunen an Religionsgemeinschaften aufhören. Das Klingt uns in unsern Verhältnissen, die nie eine geldliche Beziehung zum Staat gehabt haben, selbstverständlich und billig. Allein drüben ist es anders gewesen. Staat und Kommunen haben seinerzeit Vermögen und Einkunftsrechte der Kirche abgenommen und sich behufs Entschädigung zu bestimmten Leistungen verpflichtet. Die Einstellung dieser Zusätze bedeutete also nichts weniger als einen Vertrags- und Vertrauensbruch, sperrte der evangelischen Kirche eine Einnahme vom Staat in Höhe von weit über 100 Millionen Mark, wobei zu bedenken ist, daß dieses Geld damals einen soviel höheren Wert hatte als heute. Nicht nur sollte der Kirche der Brotkorb höher gehängt werden; man griff auch in ihren Beamtenstand hinein. Kein im öffentlichen Dienst stehender Angestellter oder Arbeiter sollte für Zwecke der Religionsgemeinschaften verwendet werden. Von dieser weitgehenden Maßnahme sei nur das eine bemerkt, daß hinfert kein Lehrer zugleich Organist sein, kein Beamter mit der Kirchensteuer zu tun haben durfte. Besonders die rechtliche Stellung der Kirche betreffend war erklärt, daß Religionsgemeinschaften nicht mehr Körperschaften des öffentlichen Rechts, sondern bloß privatrechtliche Vereine sein sollten. Als Mitglieder sollten lediglich solche Personen beiderlei Geschlechts gelten, die sich nach Inkrafttreten dieser Regelung neu meldeten. Daß ein solcher Schlag geführt wedren sollte, beweist nicht nur eine Todfeindschaft gegen die Kirche, sondern auch, daß der Machtbesitz manchen Leuten den Kopf völlig verdreht. Mit einem Federstrich wurde also nicht nur der Kirche alle Anerkennung vom Staat aufge sagt, sondern sie wurde geradezu aufgelöst und den früheren Gliedern anheimgestellt, sich von neuem zu einer religiösen Vereinigung zusammenzuschließen.

(Schluß folgt.)

Der Rigaer Kirchenraub

Am 23. März hat der lettändische Landtag mit großer Mehrheit gegen die Stimmen der völkischen Minderheiten und der beiden kleinen lettischen Rechtsparteien die Übergabe der altehrwürdigen Jakobuskirche in Riga, der eigentlichen Reformationskirche Livlands, an den katholischen Bischof beschlossen, wodurch zwei evangelische Gemeinden, eine lettische und eine deutsche, ihrer Gottesdienststätte beraubt sind und der ganzen evangelischen Kirche des Landes, die nach den Kriegsverlusten ohnehin nur ungenügend mit Kirchen versorgt ist, ein harter Schlag versetzt ist.

Diese Entzweiung des lettischen Landtages hat eine lange Vorgeschichte. Der Angelpunkt der Angelegenheit ist das mit Rom vor etwa Jahresfrist abgeschlossene Konkordat. Um eine freundliche Stellung des päpstlichen Stuhles zum jungen lettändischen Staat, der in seiner östlichsten katholischen Provinz Lettgallen, die stark zu Polen neigt, einen wunden Punkt hat, zu erkauften, werden der katholischen Kirche in dem zu mehr als drei Viertel evangelischen Lande eine Fülle von Rechten eingeräumt. In Riga soll ein Priesterseminar und ein Erzbistum begründet werden; der Erzbischof hat das Recht, vom Staat eine seinen Zwecken angemessene Kirche zu fordern, desgleichen bewilligt der Staat auf Kosten der evangelischen Steuerzahler viele Millionen für den Jahreshaushalt des neuen Erzbistums, während die evangelische Kirche nicht das allergeringste zu ihrem Unterhalte vom Staat erhält, ja durch die Enteignung ihres Landbesitzes schwer geschädigt ist. Die Annahme im Landtag verdankt das Gesetz, die Kirchenenteig-

nung betreffend, dem unnatürlichen Freundschaftsbunde, zu dem sich Katholiken und linke Sozialdemokraten zusammengefunden haben, die sich auf Kosten der evangelischen Kirche gegenseitig allerhand Partevorteile zuschieben, und leider hat sich als Dritter im Bunde die bürgerliche Partei des Bauernbundes hinzugefunden, der gleichfalls für seine Partei einige Vorteile herauszuschlagen hofft, indem er seine Stimmen für den Verkauf der Kirche hergibt.

Um die Angelegenheit vom Konfessionellen auf das nationale Gebiet hinüberzuspielen und die Spize gegen die Deutschen zu lehren, ist zugleich verfügt worden, daß die deutsche Domkirche samt allen dazu gehörigen Gebäuden dem evangelischen lettischen Bischof eingeräumt wird, eine ganz unsinnige Verfügung, deren Urheber Katholiken und Atheisten sind, die nicht wissen, daß unsere evangelische Kirche keine Benutzung eines Gotteshauses zu bloß repräsentativen Zwecken ohne Gemeinde kennt.

Der lettische Bischof Irbe, der der rechte Mann am rechten Platz ist und dem in erster Linie der schöne Frieden zu danken ist, der jetzt innerhalb der evangelisch-lutherischen Kirche Lettlands in ihrem deutschen und lettischen Zweige herrscht, hat denn auch wiederholt ernsten Einspruch gegen die Vergewaltigung der Kirche erhoben und sich für die Entschädigung auf Kosten einer deutschen Gemeinde, deren Rechte er gleichfalls zu vertreten hat, bedankt. Auch der Staatspräsident hat von seinem Recht Gebrauch gemacht und das Gesetz an den Landtag zurückgegeben. Trotzdem ist es am 20. April noch einmal, wenn auch mit etwas weniger Stimmen, angenommen worden.

Die Erregung ist im ganzen Lande, besonders in Riga, wo die evangelischen Gemeinden mit ihren drei alten schönen Kirchen, St. Peter, Dom und St. Jakob, deren Türme seit siebenhundert Jahren das Wahrzeichen der seit Luthers Tagen evangelischen alten Hansestadt bilden, ungeheuer groß. Ganz mit Unrecht wird von lettischer Seite von einem Glau benskrieg gesprochen, da es doch ja nicht nur um die Übergabe der einen Kirche an die Katholiken handelt, sondern die Sache ganz deutlich auf einen Vorstoß Roms ins evangelische Land abzielt, wozu das Konkordat die bequemste Handhabe bietet.

Es ist ein Volksentscheid in die Wege geleitet, und es muß sich nun in den nächsten Wochen zeigen, ob die lettischen Landtagsabgeordneten in dieser Frage wirklich das lettische Volk vertreten, oder ob dieses noch seine Kirche so weit lieb hat, daß es ein offenkundiges Unrecht an ihr nicht zulassen kann. In Estland, wo eine Mehrheit der Volksvertretung den Religionsunterricht bekämpft, hat ein Volksentscheid neulich eine gewaltige Mehrheit für die Beibehaltung, bzw. Wiedereinführung des Religionsunterrichtes ergeben.

Die sozialdemokratischen Parteien, ja die gesamte lettische Presse, bis auf die Organe der beiden Rechtsparteien der christlich Nationalen und der sogenannten Bergpartei, arbeiten mit Hochdruck gegen das Zustandekommen der Volksbefragung und benutzen dazu die unlauteren Mittel. Trotzdem sind am ersten Tage bereits 30 000 Unterschriften abgegeben worden, sodass kaum ein Zweifel besteht, daß die erforderlichen 96 000 Stimmen zusammenkommen werden.

Ein Gutes hat die Vergewaltigung der Kirche schon gehabt, daß sich die Rivalität zwischen den deutschen und lettischen Gemeinden, soweit sie noch vorhanden, noch mehr geschlossen hat und die kirchlich gesinnten Letten in diesem Kampfe um die Kirche Schulter an Schulter mit den deutschen Schwestergemeinden stehen und so das gesegnete Werk der Februar synode 1922, wo innerhalb der Kirche der nationale Frieden geschlossen wurde, bestätigt und vertieft wird. Außerdem wird es in diesen Tagen des Kampfes wohl jedem einzelnen im Lande klarer, was er an seiner Kirche hat, sodaß auch manche, die ihr schon lange den Rücken gelehrt, wieder nach ihr fragen und für sie eintreten. So dürfen wir gewiß hoffen, daß es, wie der Kampf auch ausgehen mag, auch hier nach dem Josephswort gehen wird: „Ihr gedachtet es böse mit uns zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen“. „Aufwärts“.

Inzwischen ist die Jakobuskirche ohne die Abstimmung zu beachten, vorläufig den Katholiken übergeben worden. Dieser Entscheid dürfte aber nicht endgültig sein.

Die Schriftleitung.

Von Aipim und Mandiof.

Unser Heiland hat die Natur gerne zu Vergleichen herangezogen; ist es Unrecht, sich durch die Natur zu ihm und seinem Heilswerk hinführen zu lassen?

Da ist an trockener Halde ein Aipim- oder Mandioffeld. In der herbstlich-kühlen Zeit hat die Pflanze die Blätter fallen lassen und nun alle ihre Kraft in den Wurzeln gesammelt. Sie ist jetzt das Bild einer in verborgener Tiefe gesammelten Kraft. Wie unscheinbar, unnützlich sehen die frakeligen, kahlen Zweige aus und wie nützlich ist die stärkemehlsreiche Knolle! Manihot utilissima nennt sie darum der Pflanzenkundige, der Botaniker. Nützlichster Maniok! Mir kommt Jesaja 53, 2 in den Sinn: „Er schob auf wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrer Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn aber da war keine Gestalt, die uns gesunken hätte.“ Und doch ging von ihm das Heil aus für so viele Tausende und Abertausende.

„Manioka“, ruft Albert Rangel in der „Revista Nacional“ begeistert aus, „nach der frommen Legende die Gabe des heiligen Thomas an die brasiliische Erde, in dunkeln Wurzeln unterirdisch herrlich weiß bereitetes Mehl, du bist das Brot, die Nahrung, die Sicherheit, die Rettung des Tropenbewohners, du bist der Reichthum der Armen im heißen Gürtel der Erde, aber auch vom Reichen im Palast geschächtet wie in der Hütte des Indianers. Wie vielfältig erquidst du den Hungrigen, als Mehl, Tapioka, Beiju, Taruba, Cuscus, Caxiri, Arubé, Tutu, Gergeline, Passoca, Farofa, Pirão, du bist, Manioka, der Helfer der Rassen, welche die Sonne dunkelfarbig gebrannt hat.“

Der weiße und blonde europäische Mensch wird in diesen Preis nicht so voll einstimmen, aber ist nicht auch ihm der Ruhm dieser andersartigen, in seiner Heimat nicht bekannten Gottesgabe erbaulich? Wird ihm die Güte Gottes nicht auch darin offenbar?

Und siehe! Die weiße Knolle in brauner Schale, von der Hand kluger, blonder Frauen im heißen Lande dem Milchvieh gefüllert, läßt die schneeweisse Milch, dieses nährendste Nah und gesündeste Getränk den Eimer hoch füllen. Seid dankbar, ihr Kinder und ihr alle, denen Butter und Käse schmeckt, dem süßen und bittern Maniok, auch wenn ihr von Xibé und Tucupy nichts wisst.

Wagen rollen und fahren, auf den Landstraßen, auf den Eisenschienen der Bahn. Schwere Ladungen voll Aipimwurzeln werden zur Fabrik geliefert. Ihre fabrikmäßige Verarbeitung zu Stärke, Tapioka, Sago hat seit einigen Jahren auch im Itajahytale ihren Einzug gehalten und breitet sich immer mehr aus. Den ersten Anstoß dazu verdanken wir dem Asyl Pella und dessen wirtschaftstüchtigem Direktor, Herrn Pfarrer Hätinger. Dort sah ich diese Aufbereitung, von mir nahm der vor nicht langer Zeit verstorbene Karl Engelhardt die Anregung auf und verbreitete sie weiter. Jeder, dem als Bauer der Aipim nun durch Lieferung an die Fabrik oder dem als Fabrikant er sehr nützlich d. h. geldeinträchtig wird bei uns, sollte eine Gabe der Dankbarkeit an das Asyl Pella nicht vergessen. Jahresberichte von Pella, Bethanien und Bethesda sind von mir zu haben. In Pella werden gefährdete Waisenkinder zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft und Christenmenschen erzogen. Das erinnert uns an ein Mädchen, das sich ganz unnütz auf der Welt vorkam und durch sein Lebensopfer zu etwas nütze werden wollte. Es hieß Atiolo. Sein Vater Batiamaré mochte von der armen Tochter nichts wissen; er liebte nur den Sohn Zóloóié. Mit seiner Tochter sprach er nie ein Wort. Wenn sie ihm rief, dann antwortete er nur durch Pfeisen. Das betrübte das Mädchen sehr und es bat die Mutter Röföteró, sie lebend zu begraben; denn dann würde sie den Ihrigen wenigstens zu etwas nütze sein.

Lange widerstreute die Mutter dem seltsamen Wunsch der Tochter, aber schließlich gab sie nach und grub Atiolo mitten im Busche ein. Aber hier war die Hitze so unerträglich, daß das Mädchen die Mutter bat, sie auf den Kamp zu bringen. Aber auch dort hielt es Atiolo nicht aus, weshalb sie die Mutter bat, ihr nochmals ein anderes Grab zu machen, diesmal im Walde. Hier passte es. Die Mutter mußte sich dann entfernen und sollte sich nicht umschauen, auch wenn die Tochter nach ihr rief.

Nach einiger Zeit rief Atiolo wirklich und die Mutter wandte sich doch schnell um. Sie erblickte an der Stelle, wo sie die Tochter eingegraben hatte, einen hohen Baum, der immer niedriger wurde, je näher sie kam.

Röföteró pflegte das Grab und düngte die Erde und die Pflanze wurde immer kräftiger. Als sie später die Wurzel der Pflanze ausriss, war es die — Mandiota.

(Sage der Pareci-Indianer aus Dr. Clemens Branden-

burger, Mythen, Sagen und Märchen brasilianischer Indianer, Rotermund's Südamerikanische Literatur, Band 23.

Dr. Aldinger, Hammonia.

Ein Gottesgericht über Harding.

Die Welt hält großartige Trauerfeierlichkeiten für den plötzlich gestorbenen Präsidenten Harding von den Vereinigten Staaten Nordamerikas. Seine willsonchristlichen Glaubensgenossen mögen ihn betrauen, loben und erheben. Der deutsche Bibelchrist wird anders über ihn denken. Wie? Das ist durch stillen göttlichen Fingerzeig gegeben.

Der glauben- und lebenstärkende Neukirchener Abreiß-Kalender, der für jeden Tag einen frischen Trunk aus der biblischen Lebensquelle bietet, gibt die Ausklärung. Zuvor muß man wissen, daß Harding bei der Durchreise in S. Louis, wo so viele Deutsche wohnen, ganz dieselben, alten, längst widerlegten Lügen gegen Deutschland, Volk und Fürsten, wieder vorgebracht hat. Anscheinend hat es dort niemand gewagt, ihm zu widersprechen. Da hat ihm der Herr selbst den Mund geschlossen. Verdorbene Speise ging durch denselben Mund ein, der kurz zuvor verdorbene Worte ausgesprochen hat.

„Ich darf nicht lügen“ — ist das Stück in der Bibel von Grimm und Bürger, das den kleinen Washington, den späteren ersten Präsidenten von Nordamerika als Helden der Wahrheit darstellt. Die Helden der Lüge sind gefällt! „Irret euch nicht, Gott lädt sich nicht spotten!“ An sichtbarerer Stelle konnte Gott sein Strafgericht gar nicht vollziehen. Wollten wir so blind sein und es nicht erkennen?

Das Neukirchener Kalenderblatt lautet also (16. August): Ps. 119, B. 163: Lügen bin ich gram und habe Greuel daran. Die erste Lüge ist durch den Teufel in die Menschenwelt gebracht worden, als die Schlange sprach: „Ihr werdet mit nichts des Todes sterben“. Wie furchtbar ist seitdem ihre Ausbreitung und Unstethungs Kraft geworden! Das sollte uns alle ernstlich vor ihr warnen. Gott haft die Lüge; Christus haft die Lüge; der Heilige Geist haft die Lüge, die der Teufel liebt. Darum sollten auch wir die Stellung einnehmen, daß wir ihr gram sind und Greuel daran haben; zumal die Lüge ist wie ein Schneeball; je länger man ihn wälzt, desto größer wird er. Es gibt zu denken, daß in das Neue Jerusalem nicht hineingehen wird, was Greuel tut und Lüge (Off. Joh. 21, 27). Als die letzten, von denen es am Ende der Bibel heißt (Off. 22, 15), daß sie draußen sind, werden genannt alle, die da lieb haben und tun die Lüge. Darum laßt uns alle Bosheits- und alle Scherzlüge, alle Gesellschafts- und alle Geschäftslüge, jede Notlüge und jede falsche Barmherzigkeitslüge hassen und fliehen und in allen Sachen die Wahrheit reden, sowohl mit unserem Nächsten wie vor Gott, dem alle Lüge und Heuchelei ein Greuel ist.“

Wann werden die Willsonchristen ihre furchtbare Lügenshuld einsehen, Buße tun und wieder gut machen? Wann werden sie schamrot werden bei der Erinnerung an Washingtons: Ich darf nicht lügen?

Für uns deutsche evangelische Christen aber, gerade auch in Brasilien, ist deutlich der Weg vorgezeichnet, der Wink gegeben: Keine Gemeinschaft mit Willsonchristen, auch wenn sie im Schafkleide der Igreja Nacional Evangelica einhergehen.

Es wurde da und dort die Last, die ich über das Amerika Wilsons in meinem Deutschen Gedenkblatt aussprach, für zu schwer empfunden: Ich verehre heute das göttliche Werk und wiederhole:

Herr und Gott, du Weltenlenker,
Suche doch die Sünde heim
An dem Yankee, Deutschlands Henker,
Bis zum letzten Entkeim.

Der du sprichst: Mein ist die Rache,
Lah den schändlichen Muttermord
Auf dem Land der Dollarjage
Fluchlast bleiben fort und fort!

Dr. Aldinger, Hammonia.

Schwabenspende.

Auf die Ueberweisung des lebendigemdeten 80 \$ (Sammung Pfarrer Schwab, Orleans do Sul, und Lehrer Freitag, Joinville) schreibt die Oberin, Gräfin Uexküll: „Wie soll ich Worte finden, für diesen erneuten Beweis höchster Opferbereitschaft und unermüdlicher Hilfe zu danken! Ich vermag nicht

auszudrücken, von welch unendlichem Wert uns diese Hilfe ist. Trotz aller Schilderungen unserer Lage kann man im Ausland doch nicht ermessen, zu welcher Höhe infolge der ungeheuren Geldentwertung und der Preisseigerungen die Not bei uns gestiegen ist. Es ist oft erschütternd und kaum zu ertragen, den Jammer der Familien anzusehen, die kraftlosen, abgängerten Gestalten der Kinder, die blassen, abgehärmten Gesichtchen. Ich wollte nur, die lieben Volksgenossen in Brasilien könnten einmal das Glück und die Seligkeit von Eltern und Kindern sehen, wenn ihnen solche Hilfe kommt. Der Schwabenspende wird in nie erlöschender Flamme gedacht werden."

In Nr. 12 des vorigen Jahrgangs war Eingang und Ueberweisung von 500 \$ angezeigt. Um dem erstrebten Conto de Reis näher zu kommen, gab der Unterzeichnete aus einem Landverkauf 200 \$; mit den schon bestätigten Eingängen von Lehrer P. Müll, Pfr. Schwab und Lehrer Freytag stieg die Sammlung auf 805 \$.

Von schwäbischen Freunden in Rio Grande do Sul, in Neuwürttemberg, Neuhamburg, Santa Cruz, wohin Gedenkblätter gesandt worden sind, ist ebenfalls gesammelt, aber direkt überwiesen worden.

Sollten nicht unter den Lehrern in Curitiba und Mittelbrasiliens schwäbische Landsleute sein, die helfen, das Conto vollzumachen zur Weihnachtsfreude für die Kinder, die Eltern und die so besorgte Oberin?

Dr. Aldinger, Hammonia.

Kleine Mitteilungen.

Der Jesuitenorden stellt mit Freuden eine Zunahme seiner Mitglieder fest. Im Jahre 1922 zählte er 17966 Mitglieder, nämlich 8870, Priester, 5086 Studierende und 4110 Brüder. Die Zunahme des Jahres 1922 betrug 426. Diese Zahlen stellen so eigentlich das Offizierkorps der Jesuiten dar. Die stärkste Provinz ist die deutsche. Dagegen ist zu beachten, daß die evangelische Kirche unglaublich geschwächt und verarmt ist und namentlich in Thüringen, Sachsen und Braunschweig durch deren rote Regierungen planmäßig untergraben wird. Nun dagegen tritt eben jetzt mit frischen Truppen und ungeheuren Geldmitteln unter der Führung der Jesuiten auf den Plan.

Die Türkei wird immer mehr ein rein mohammedanisches Land, indem man alle Christen zur Abwanderung zwingt. Erst kamen die Armenier an die Reihe. Unterwegs fraß das Schwert fast alle Männer, Hunger und Krankheit die Mehrzahl der Frauen und Kinder. 1920 und 1921 wurde die griechisch-orthodoxe Bevölkerung vertrieben und verendete in traurigen Einöden. Die Nationalversammlung beschloß im Oktober 1922, die Abwanderung der Christen in jeder Weise zu befördern, und Tausende um Tausende zogen, mit Gewalt dazu gendigt, nach Griechenland, Bulgarien, Rumänien und Palästina. Alle Missionstätigkeit im Lande ist untersagt. So wird die Türkei rein mohammedanisch.

In China hingegen ist das Christentum im starken Wachjen begriffen, aber man will sich dort frei machen von den Missionsgesellschaften Europas und Nordamerikas und hat eine nationale chinesisch-christliche Kirche gegründet, die ihrerseits auch schon Mission betreibt. Die Jugendbewegung Chinas ist die chinesisch-christliche Kirche.

Lge.

Aus unseren Gemeinden und für unsere Gemeinden.

Evangelische Pastoralkonferenz. Herr Pastor Langbein, Vorstandsmitglied der Konferenz, fährt im Oktober von Deutschland hierher ab. Damit er an der Konferenz teilnehmen kann, wird dieselbe auf Sonntag, den 9. Dezember, vertagt. Der Ort der Tagung bleibt Itoupava. Neumann.

Blumenau. Im evangelischen Krankenhaus wurde um Mitte September der frühere Chefarzt, Herr Dr. Johnsen, von seinem Nachfolger, Herrn Professor Dr. Dönitz, operiert. Herr Dr. Johnsen hat die weite Reise nicht gescheut, obgleich er sicherlich in São Paulo Gelegenheit genug habt hätte, sich operieren zu lassen.

Hammonia. Wir haben das Wort eines Schulvorstehers im Urwalde beherzigt, der da meinte, wir sollten nur noch für deutsche Nöte bei den Gottesdiensten sammeln und nicht für die eigenen Kirchenkassen. Und zwar gaben die Schulkinder in Neu-Bremen den Anstoß. Die Geschichte vom reichen Manne und dem armen Lazarus wurde der Anlaß zu einer Sammlung für die wolgadeutschen Waisenkinder in den Bo-

denschwingschen Anstalten, die 32\$600 brachte. Herr Pastor Lange hatte dem Lehrer und den Schülern, wie auch wohl den gebenden Gemeindegliedern das Herz bewegt. Die Konfirmanden und der Pastor setzten die Sammlung fort. Die Konfirmanden am Krauel brachten 6\$500, die am Oberen Rafael 5\$100. Nun reihten sich Kollekte und Einzelgaben an:

Hammonia, Kollekte 17\$200, Einzelgaben 11\$; Taquaras, Kollekte \$; Krauel Kollekte 5\$400, Einzelgabe 10\$000; Unterer Rafael, Kollekte und Einzelgaben 9\$880; Canellabach, Kollekte 4\$800; Einzelgaben zwischen 10\$ und 1\$; zusammen 21\$500.

So sind 129 Milreis für diese Armuten der Armen zusammengekommen, die wir als Scheid auf Milreis hinüber sandten. — Der Brief des Gefängnisgeistlichen in Essen (also Ruhrgebiet) hatte des Pastors Herz so bewegt, daß er auch um Gaben zur Linderung dieser Not bat: zu entlassende Gefangene zur Uebernahme einer geordneten bürgerlichen Arbeit auszustatten. Es wurden Einzelgaben zwischen 1\$ und 10\$ gegeben in Höhe von 24\$500. Dazu kommen Kollekte Selim 3\$900, Hammonia 7\$940, Ob. Rafael 4\$160, Gancho 4\$500. — So können den armen Menschen, die bei aller Sündennot doch durchgehends große Vaterlandsliebe beweisen und trotz französischer Versprechungen nicht für die Feinde arbeiten; doch auch 45\$ hinübergeschickt werden. Es ist Sorge getragen, daß dies Geld sicher an seinen Bestimmungsort kommt. Dank allen Geben!

Machtrag: Für die Gefangenen in Essen: 2. Gabe aus dem Gancho 2\$300 (also zusammen 6\$800), Sammlung Selim 10\$500.

Grimm.

Hammonia. Am 23. September war der erste Gottesdienst auf der Serra do Mirador. Die dortigen Ansiedler hatten — ich drücke Ihnen dafür noch einmal herzlich dankbar im Geiste die Hand — einen großen Kirchenraum gebaut; natürlich war für Wand und Dach die hübsche Dachblattpalme verwendet, welche in der bisherigen Siedelung fast jede Wohnung vor Wind und Regen schützt. Wie feierlich wirkte der rot gedeckte Altartisch und das weiße Naturkreuz auf dem grünen Hintergrunde der Blattwand! Ein Chor sang zwei Motetten, eine Geige begleitete die Gesänge! Es waren wohl die meisten Familien vollzählig gekommen; auch die am Rio Moltmann wohnenden Ostpreußen hatten den 1½ stündigen Marsch nicht gescheut; sozusagen heimatlich grüßten den Geistlichen die Gesichter der Wegarbeiter aus dem Rafael. Der Text Matth. 11, 25—30 führte in die Hauptfragen für jeden hinein: wie kommt der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit?, wie kommt er zum wahren Glück, zum Frieden Gottes? — Der Abschied war ebenso herzlich, wie der Empfang und die Aufnahme gewesen war, und es kam dem Geistlichen wirklich schwer an, daß er nicht bei jedem Hause der freundlichen Einladung, abzusteigen, Folge leisten konnte. Aber es bot der dreistündige Ritt auf dem Picadão bis zu den ostpreußischen Freunden schon am Tage manche für Tier und Reiter gefährliche Situation; es durfte nicht Nacht werden.

Die Einmütigkeit der am obersten Indios wohnenden Ansiedlergruppe äußerte sich auch in der allseitigen Herzlichkeit gegen ihren Gast. Am nächsten Morgen staunte ich über die praktische Frucht dieser Einmütigkeit: über das schöne, so schnell hergerichtete Pintenhaus und die sonst geleistete tüchtige Arbeit. Möge diese Einigkeit in der Gruppe erhalten bleiben, jedem einzelnen zum Vorteil, allen zur Freude!

Schließlich besuchte ich noch in einstündigem Waldmarsch den am weitesten vorgeschobenen menschlichen Posten: die Vermessungsturma. Natürlich traf ich sie bei der Arbeit, sodaß ich ihr leider nicht in meinem Amt dienen konnte; immerhin mag sie es mit Freude erfüllen, einmal daran erinnert worden zu sein, daß es noch etwas anderes gibt, als nur Wald und Vermessen! Mir drängte sich wieder mit elementarer Gewalt die Wahrheit auf, wie unser menschliches Leben ein gegenseitiges, oft sehr opfervolles Dienen ist. Das eintönige harte Waldleben der Turma schafft dem Kolonisten erst die Vorbereidungen für seine Arbeit; und was die älteren Siedlungen den tausendfachen Opfern der ersten Kolonisten in den ersten Jahren zu danken haben, das fühlte ich sozusagen körperlich, als ich aus dem Dämmer des Urwaldes in das sonnendurchglänzte Tal des Indios mit seinen großen Rocas, seinen Höfen, seinen Mühlen hinunterkam: hier war eine Wohnstätte für Menschen; dort oben auf der Serra sollte erst eine solche werden; noch war es eine Stätte der Not und der schwierigsten Aufgaben.

Für den Familientisch.

Das Fähnlein der sieben Aufrechten.
Erzählung von Gottfried Keller.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Mittag wurde bei Meister Frymann der Tisch ungewöhnlich reich gedeckt. Hermine füllte die geschliffenen Gläser mit Sechsundvierziger, stellte die glänzenden Gläser neben die Teller, legte schöne Servietten darauf und zerschnitt ein frisches Brot aus der Bäckerei zur Henné, wo ein altherkömmliches Gassbrot gebäckt wurde, das Entzücken aller Kinder und Kaffeeschwestern von Zürich. Auch schickte sie einen sonntäglich gepuzzten Lehrling zum Pastetenbed, die Makaronipastete und den Kaffeekekuchen zu holen, und endlich stellte sie auf einem Seitentischchen den Nachtisch zurecht, die Hüpli und Ossleten, das Gleichschwer und die Pfaffenmünspel oder den Gugelhupf. Frymann, der durch die schöne Sonntagslust angenehm erregt war, entnahm aus diesem Eifer, daß die Tochter seinen Plänen keinen ernstlichen Widerstand leisten wolle, und er sagte vergnügt zu sich selbst: So sind sie alle! Sobald eine annehmbare und bestimmte Gelegenheit an sie herantritt, so machen sie kurz ab und nehmen sie beim Schopf!

Nach alter Sitte war Herr Rückstuhl auf Punkt zwölf geladen. Als er ein Viertel nach zwölf nicht da war, sagte Frymann: „Wir wollen essen; man muß den Musjö beizeiten an Ordnung gewöhnen!“ Und als er nach der Suppe immer noch nicht kam, rief der Meister die Lehrlinge und die Magd herbei, welche heut' allein essen sollten und teilweise schon fertig waren, und sagte zu ihnen: „Da eht noch mit, wir wollen das Zeug nicht angaffen. Haut zu und laßt es euch schmecken, wer nicht kommt zur rechten Zeit, der soll haben, was übrig bleibt!“

Das ließen sich die nicht zweimal sagen und waren fröhlich und guter Dinge, und Hermine war am aufgeweitesten und empfand um so besseren Appetit, je verdrießlicher und un lustiger der Vater wurde. „Das scheint ein Flieg zu sein!“ brummte er vor sich hin; sie hörte es aber und sagte: „Ge wiß hat er keinen Urlaub bekommen, man muß ihn nicht voreilig verurteilen!“

„Was Urlaub! Verteidigst du ihn schon? Wie wird der keinen Urlaub bekommen, wenn es ihm darum zu tun ist?“

Außerst unmutig beendigte er die Mahlzeit und ging so gleich und gegen seine Gewohnheit auf ein Kaffeehaus, nur um sich nicht mehr von dem nachlässigen Freier antreffen zu lassen, wenn er endlich käme. Gegen 4 Uhr lehrte er, statt wie gewohnt seine Sonntagsgesellschaft, die sieben Männer aufzusuchen, nochmals zurück, neugierig, ob Rückstuhl sich nicht gezeigt habe? Als er durch den Garten kam, saß Frau Hediger mit Hermine, da es ein warmer Frühlingstag war, im Gartenhaus, und sie tranken den Kaffee und aßen die Pfaffenmünspel und den Gugelhupf und schienen sehr aufgeräumt. Er grüßte die Frau, und obgleich ihr Anblick ihn wärmt, fragte er sie sogleich, ob sie nichts aus der Kaserne wußte, und ob vielleicht die Schützen einen gemeinsamen Ausflug gemacht hätten.“

„Ich glaube nicht,“ sagte Frau Hediger, „am Morgen sind sie in der Kirche gewesen, und nachher ist Karl zum Essen zu uns gekommen; wir hatten Schasbraten, und den läßt er nie im Stich!“

„Hat er nichts von Herrn Rückstuhl gesagt, wo der hin sei?“

„Bon Herrn Rückstuhl? Ja, der sitzt mit noch einem im schärfsten Arrest, weil er einen schrecklichen Rausch trank und sich gegen die Vorgesetzten verging; es soll eine große Komödie gewesen sein.“

„Hol' ihn der Teufel!“ sagte Frymann und ging straß hinweg. Eine halbe Stunde später sagte er zu Hediger: „Nun hast deine Frau bei meiner Tochter im Garten und freut sich mit ihr, daß mir ein Heiratsprojekt gescheitert ist.“

„Warum jagst du sie nicht fort? Warum hast du sie nicht angeschwurrt?“

„Wie kann ich, da wir in alter Freundschaft stehen? Siehst du, so verwirren uns diese verdammten Geschichten jetzt schon

die Verhältnisse! Darum festgeblieben! Nichts von Schwägerschaft!“

„Nichts von Gegenschwägerschaft!“ befürstigte Hediger und schüttelte seinem Freunde die Hand.

Der Juli und das Schützenfest von 1849 standen nun vor der Türe, es dauerte kaum noch vierzehn Tage bis dahin. Die sieben Männer hielten wieder eine Sitzung; denn Becher und Fahne waren fertig und wurden vorgezeigt und für recht befunden. Die Fahne ragte in der Stube aufgespannt, und in ihrem Schatten erhob sich nun die schwierigste Verhandlung, welche die Aufrechten je bewegt. Denn plötzlich stellte sich die Wahrheit heraus, daß zu einer Fahne ein Sprecher gehört, wenn man mit derselben aufziehen wolle, und die Wahl dieses Sprechers war es, die das siebenbemannte Schifflein fast hätte stranden lassen. Dreimal wurde die ganze Mannschaft durchgewählt, und dreimal lehnte sie es der Reihe nach des entschiedensten ab. Alle waren erbost, daß keiner sich unterziehen wollte, und jeder war erzürnt, daß man gerade ihm die Last aufsürde und das Unerhörte zumuteite. So eifrig sich andere herbeidrängen, wo es gilt, das Maul aufzusperren und sich hören zu lassen, so scheu wichen diese vor der Gelegenheit zurück, öffentlich zu reden, und jeder berief sich auf sein Un geschick und darauf, daß er es noch nie in seinem Leben getan und weder tue noch tun werde. Denn sie hielten noch das Reden für eine ehrenwürdige Kunst, die ebensoviel Talent als Studium verlange, und sie hegten noch eine rüchhaltlose und ehrlieche Achtung vor guten Rednern, die sie zu rühren wußten, und nahmen alles für ausgemacht und heilig, was ein solcher sagte. Sie unterschieden diese Redner scharf von sich selbst und legten sich dabei das Verdienst des aufmerksamen Zuhörers, der gewissenhaftesten Erwägung, Zustimmung oder Verwerfung bei, welches ihnen eine hinlänglich rühmliche Aufgabe schien.

Als nun auf dem Wege der Abstimmung kein Sprecher erhältlich war, entstand ein Tumult und allgemeiner Lärm, in welchem jeder den andern zu überzeugen suchte, daß er sich opfern müsse. Besonders hatte sie es auf Hediger und Frymann abgesehen und drangen auf sie ein. Die wehrten sich aber gewaltig und schoben es einer auf den andern, bis Frymann Stille gebot und sagte: „Ihr Männer! Wir haben eine Gedankenlosigkeit begangen und müssen nun einsehen, daß wir am Ende unsere Fahne lieber zu Hause lassen, und so wollen wir uns kurz dazu entschließen und ohne alles Aufsehen das Fest besuchen!“

Eine große Niedergeschlagenheit folgte diesen Worten. „Er hat recht,“ sagte Küfen, der Silberschmied. „Es wird uns nichts anderes übrig bleiben.“ Syfrig, der Pflugmacher. Doch Bürgi rief: „Es geht nicht! Schon kennt man unser Vorhaben und daß die Fahne gemacht ist. Wenn wir's unterlassen, so gibt es eine Kalendergeschichte.“

„Das ist auch wahr,“ bemerkte Eismann, der Wirt, „und die Jöpfe, unsere alten Widersacher, werden den Spaß handlich genug ausbeuten.“

Ein Schreden durchrieselte die alten Gebeine bei dieser Vorstellung, und die Gesellschaft drang aufs neue in die beiden begabtesten Mitglieder; die wehrten sich abermals und drohten am Ende sich zurückzuziehen.

„Ich bin ein schlichter Zimmermann und werde mich niemals dem Gespött aussetzen!“ rief Frymann, wogegen Hediger einwarf: „Wie soll erst ich armer Schneider es tun? Ich würde euch alle lächerlich machen und mir selbst schaden ohne allen Zweck. Ich schlage vor, daß einer von den Wirten angehalten werden soll, die sind noch am meisten an die Menge gewöhnt!“

Die verwahrten sich aber aufs heftigste, und Pfister schlug den Schreiner vor, der ein Spatzvogel sei. „Was Spatzvogel?“ schrie Bürgi, „ist das etwa ein Spatz, einen eidgenössischen Festpräsidenten anzureden vor tausend Menschen?“

Ein allgemeiner Seufzer beantwortete diesen Ausspruch, der das Schwierige der Aufgabe aufs neue vor die Augen stellte.

Es entstand nun allmählich ein Hinaus- und Hineinlaufen und ein Gemunkel in den Eden. Frymann und Hediger blieben allein am Tische sitzen und sahen finster drein, denn sie merkten, daß es ihnen am Ende doch wieder an den Kragen ging. Endlich, als alle wieder beisammen waren, trat Bürgi vor jene hin und sprach: „Ihr zwei Männer, Thäpper und Daniel! Ihr habt beide so oft zu unserer Zufriedenheit unter uns gesprochen, daß jeder von euch, wenn er nur will, recht gut ein kurze, öffentliche Anrede halten kann. Es ist der Be-

schluß der Gesellschaft, daß ihr unter euch das Los zieht, und damit basta! Ihr werden euch der Mehrheit fügen, zwei gegen fünf!"

Ein neuer Lärm bekräftigte diese Worte; die Angeredeten sahen sich an und fügten sich kleinmütig endlich dem Beschlusse, aber nicht ohne die Hoffnung eines jeden, daß das bittere Los dem andern zufallen werde. Es fiel auf Frymann, welcher zum erstenmale mit schwerem Herzen die Versammlung der Freiheitsliebenden verließ, während Hediger sich entzückt die Hände rieb; so rücksichtslos macht die Selbstsucht die ältesten Freunde.

Frymanns Freude auf das Fest war ihm nun dahingegommen, und seine Tage verdunkelten sich. Jeden Augenblick dachte er an die Rede, ohne daß sich der mindeste Gedanke gestalten wollte, weil er ihn weit in der Ferne herumsuchte, anstatt das Nächste zu ergreifen und zu tun, als ob er nur bei seinen Freunden wäre. Die Worte, welche er unter diesen zu sprechen pflegte, erschienen ihm als Geschwätz, und er grübelte nach etwas Absonderlichem und Hochtrabendem herum, nach einem politischen Manifest, und zwar nicht aus Eitelkeit, sondern aus bitterem Pflichtgefühl. Endlich fing er an, ein Blatt Papier zu beschreiben, nicht ohne viele Unterbrechungen, Seufzer und Flüche. Er brachte mit saurer Mühe zwei Seiten zustande, obgleich er nur wenige Zeilen hatte abfassen wollen; denn er konnte den Schluß nicht finden, und die die vertrauten Phrasen hingen sich aneinander wie harzige Kletten und wollten den Schreiber nicht aus ihrem zähnen Wirksal entlassen.

Das zusammengefaltete Papierchen in der Westentasche, ging er befürmert seinen Geschäften nach, stand zuweilen hinter einem Schuppen, las es wieder und schüttelte den Kopf. Zuletzt anvertraute er sich seiner Tochter und trug ihr den Entwurf vor, um die Wirkung zu beobachten. Die Rede war eine Anhäufung von Donnerworten gegen Jesuiten und Aristokraten, und dazwischen waren die Ausdrücke Freiheit, Menschenrecht, Knechtschaft und Verdummung und dergleichen reichlich gespielt, kurz, es war eine bittere und geschaubte Kriegserklärung, in welcher von den Alten und ihrem Fähnlein keine Rede war, und dazu verworren und ungeschickt gegeben, während er sonst mündlich wohlgesetzt und richtig zu sprechen verstand.

Hermine sagte die Rede sei sehr kräftig, doch scheine ihr dieselbe etwas verspätet, da die Jesuiten und Aristokraten für einmal besiegt seien, und sie glaubte, eine heitere und vergnügte Kundgebung wäre besser angebracht, da man zufrieden und glücklich sei.

Frymann stützte etwas, und obgleich die Schärfe der Leidenschaft in ihm, als einem Alten, noch stark genug war, so sagte er doch, sich an der Nase zupfend: „Du magst recht haben, verstehst es aber doch nicht ganz. Man muß kräftig auftreten in der Öffentlichkeit und tüchtig ausspielen, sozusagen wie die Theatermaler, deren Arbeit in der Nähe ein großes Geschmier ist. Dennoch läßt sich vielleicht hier und da etwas mildern.“

„Das wird gut sein,“ fuhr Hermine fort, „da so viele „Also“ vorkommen. Zeig' einmal! Siehst du, fast jede zweite Zeile steht einmal also.“

„Hier steht eben der Teufel!“ rief er, nahm ihr das Papier aus der Hand und zerriß es in hundert Stücke. „Fertig!“ sagte er, „es geht nicht, ich will nicht der Narr sein!“ Doch Hermine riet ihm nun, überhaupt gar nichts zu schreiben, es darauf ankommen zu lassen und erst eine Stunde vor dem Aufzug einen Gedanken zu fassen und denselben dann frisch von der Leber weg auszusprechen, wie wenn er zu Hause wäre.

„Das wird das beste sein,“ erwiederte er, „wenn's dann fehlt, so habe ich wenigstens keine falschen Ansprüche gemacht!“

Dennoch konnte er nicht umhin, den bewußten Gedanken schon jetzt fortwährend aufzustören und anzuhören, ohne daß er sich entwickeln wollte, er ging zerstreut und sorgenvoll herum, und Hermine beobachtete ihn mit großem Wohlgefallen.

Unversehens war die Festwoche angebrochen, und in der Mitte derselben führten die Sieben in einem eigenen Omnibus mit vier Pferden vor Tagesanbruch nach Marau. Die neue Fahne flatterte glänzend vom Bode; in der grünen Seide schimmerten die Worte: „Freundschaft in der Freiheit!“ und alle die Alten waren vergnügt und lustig, spaßhaft und ernsthaft durcheinander, und nur Frymann zeigte ein gedrücktes und verdächtiges Aussehen.

Hermine befand sich schon in Marau in einem befreundeten Hause, da ihr Vater sie für musterhaft geführte Wirtschaft da-

durch zu belohnen pflegte, daß er sie an allen seinen Fahrten teilnehmen ließ; und schon mehr als einmal hatte sie als ein rosiges Hyazinthchen den fröhlichen Kreis der Alten gejagt. Auch Karl war schon dort; ob schon durch die Militärschule seine Zeit und seine Gelder genauso in Anspruch genommen worden, so war er doch auf Hermines Aufruf zu Fuß himmarschiert und hatte merkwürdigerweise ganz in ihrer Nähe ein Quartier gefunden; denn sie mußten ihrer Angelegenheit obliegen, und man konnte nicht wissen, ob das Fest nicht günstig zu benutzen wäre. Gelegentlich wollte er auch schießen und führte nach seinen Mitteln fünfundzwanzig Schüsse bei sich; die wollte er versenden und nicht mehr noch weniger.

Er hatte die Ankunft der sieben Aufrechten bald ausgespürt und folgte ihnen in der Entfernung, als sie mit ihrem Fähnlein enggeschlossen nach dem Festplatze zogen. Es war der besuchteste Tag der Woche, die Straßen von ab- und zuströmendem Volke im Sonntagsgewande bedeckt; große und kleine Schützenvereine zogen mit und ohne Musik daher; aber so klein war keiner, wie derjenige, der sieben. Sie mußten sich durch das Gedränge winden, marschierten aber nichtsdestoweniger mit kleinen Schritten im Takt und hielten die Arme stramm mit geschlossenen Fäusten. Frymann trug die Fahne voran mit einem Gesicht, als ob er zur Hinrichtung geführt würde. Zuweilen sah er sich nach allen Seiten um, ob kein Entrinnen wäre; aber seine Gesellen, froh, daß sie nicht in seinen Schuhen gingen, ermunterten ihn und riefen ihm kraftvolle Kernworte zu. Schon näherten sie sich dem Festplatze; das knatternde Schützenfeuer tönte schon nah in die Ohren, und hoch in der Luft wehte die eidgenössische Schützenfahne in sonniger Einsamkeit, und ihre Seide straffte sich bald zitternd aus nach allen vier Ecken, bald schwang sie anmutige Schuppen über das Volk hin, bald hing sie einen Augenblick scheinhellig an der Stange nieder, kurz, sie trieb alle die Kurzweil, die einer Fahne während acht langen Tagen einfallen kann; doch ihr Anblick gab dem Träger des grünen Fähnleins einen Stich ins Herz.

Karl hatte, indem er die lustige Fahne wehen sah und sie einen Augenblick betrachtete, den kleinen Zug plötzlich aus dem Gesichte verloren, und als er ihn mit den Augen suchte, konnte er ihn nirgends mehr entdecken; es war, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Rasch drängte er sich hin und wieder bis zum Eingange des Platzes und übersah diesen; kein grünes Fähnlein tauchte aus dem Gewühl. Er ging zurück, und um so schneller vorwärts zu kommen, lief er auf einem Seitenwege längs der Straße. Dort stand eine kleine Schenke, deren Inhaber einige magere Tännchen vor die Türe gepflanzt, einige Tische und Bänke aufgestellt und ein Stück Leinwand über das Ganze gespannt hatte, gleich einer Spinne, die ihr Netz dicht bei einem großen Honigtopfe ausbreitet, um die ein' und andere Fliege zu fangen. In diesem Häuschen sah Karl zufällig hinter dem trübem Fenster eine goldene Fahnenspitze glänzen; sofort ging er hinein und siehe da! seine lieben Alten sahen wie von einem Donnerwetter hingenagelt in der niederen Stube, kreuz und quer auf Stühlen und Bänken und hingen die Häupter, und in der Mitte stand Frymann mit der Fahne und sagte: „Punktum! Ich tu's nicht! Ich bin ein alter Mann und will mir nicht für den Rest meiner Jahre den Makel der Torheit und einen Uebernamen aufpfeffern lassen!“

Und hiermit stellte er die Fahne mit einem kräftigen Aufstoß in eine Ede. Keine Antwort erfolgte, bis der vergnügte Wirt kam und den unverhofften Gästen eine mächtige Weinflasche vorsetzte, obgleich im Schrecken noch niemand bestellt hatte. Da goß Hediger ein Glas voll, trat zu Frymann hin und sagte: „Alter Freund! Brudermann! da trink' einen Schluck Wein und ermanne dich!“

Aber Frymann schüttelte den Kopf und sprach kein Wort mehr. In großer Not sahen sie, wie sie noch nie darin gesessen; alle Putzche, Kontrerevolutionen und Reaktionen, die sie erlebt, waren Kinderspiel gegen diese Niederlage vor den Toren des Paradieses.

„So lehren wir in Gottes Namen um und fahren wieder heim!“ sagte Hediger, welcher befürchtete, daß das Schicksal sich doch noch gegen ihn wenden könnte. Da trat Karl, welcher bislang unter der Türe gestanden, vor und sagte fröhlich: „Ihr Herren, gebt mir die Fahne! Ich trage sie und spreche für Euch, ich mache mir nichts daraus!“

Erschaut sahen alle auf, und ein Strahl der Erlösung und Freude blitzte über alle Gesichter; nur der alte Hediger sagte stren: „Du? wie kommst du hierher?“ Und wie willst du Gelbschnabel ohne Erfahrung für uns Alte reden?“

Doch rings erscholl es: „Wohlgem! Vorwärts unentwegt! Vorwärts mit dem Jungen!“ Und Freymann selbst gab ihm die Fahne; denn eine Zentnerlast fiel ihm vom Herzen, und er war froh, die alten Freunde aus der Not gerissen zu sehen, in die er sie hineingeführt. Und vorwärts ging es mit erneuter Lust; Karl trug die Fahne hoch und städtlich voran, und hinten sah der Wirt betrübt nach dem entzündenden Trugbild, das ihn einen Augenblick getäuscht hatte. Nur Heider war jetzt finster und mutlos, da er nicht zweifelte, sein Sohn werde sie doppelt tief ins Wasser führen. Doch sie hatten schon den Platz betreten; eben zogen die Graubündner ab, ein langer Zug brauner Männer, und an ihnen vorbei und nach dem Klange ihrer Musik marschierten die Alten so tafffest als je durch das Volk. Nochmals mussten sie auf der Stelle marschieren, wie der technische Ausdruck sagt, wenn man auf demselben Flecke die Bewegung des Marsches fortmaht, da drei glückliche Schützen, welche Becher gewonnen hatten, mit Trompetern und Anhang ihren Weg kreuzten; doch das alles, verbunden mit dem heftigen Schießen, erhöhte nur ihre feierliche Verausgung, und endlich entblößten sie ihre Häupter ange-sichts des Gabentempels, der mit seinen Schähen schimmerte und auf dessen Zinnen eine dicke Menge Fahnen flatterte in den Farben der Kantone, der Städte, Landschaften und Gemeinden. In ihrem Schatten standen einige schwarze Herren, und einer davon hielt den gefüllten Silberpokal in der Hand, die Angelommierten zu empfangen.

(Fortsetzung folgt.)

Liebesgaben.

Für die Wolga-Waisenkinder in Bethel erhielt ich von Fr. E. M. 10 \$, I. Str. 5 \$, einigen Gebern aus Brusque 15 \$, früher quittiert 43 \$, zusammen 73 \$. Daraus abgezahlt 50 \$ für 625 000 Mark, Rest 23 \$.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Pfarrer Lange.

Konfirmandensammlung für das Kinder-Krüppelheim in Angerburg: Berta Beck 5 \$, Helga Pasold 5 \$; Frieda Meyer 2 \$; Hildegard Müller, Hilde Heidecke, Frieda Sasse, Herta Krambed, Pauline Blant, Else Röbad, Frieda Krause je 1 \$; Erna Krause 0\$400, Adele Zager 0\$500, Philipp Jensen 2 \$, Artur Freitag 2 \$, Hugo Roth 2 \$, Richard Trapp 2 \$, Karl Walz, Karl Volles, Nikolaus Löwen, Arnold Schmidt, Otto Stassun, Emil Stassun, Fritz Leu je 1 \$, Heinrich Auchenbäder, Helmut Guths, Eduard Krüger je 0\$500, Oskar Sasse 0\$400; zusammen 36\$800.

In vorbildlicher Weise haben sich alle Konfirmanden an der Sammlung beteiligt. Ihnen nochmals meinen besten Dank!

Pfarrer Ossas.

Kirchennachrichten.

Evangelische Gemeinde Blumenau.

Freitag, 5. Okt., 3 Uhr nachm., Konfirmandenprüfung in Blumenau.

Sonntag, 7. Okt., 9 Uhr vorm., Einsegnung mit Beichte u. Abendm. in Blumenau.

Sonntag, 14. Okt., Gottesd. in Ruhland.

Sonntag, 21. Okt., 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 28. Okt., Gottesd. in Blumenau.

Sonntag, 4. Nov., Gottesd. mit Abendm. in der Velha.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. und heil. Abendm. in Gaspar; 8 Uhr abends, Gottesd. in Blumenau.

An jedem Montag in Blumenau, Mittwoch in Altona, Donnerstag bei Alfred Beims in der Velha, Freitag in Itoupava-Norte findet nachmittags 3 Uhr Religionsunterricht statt. An jedem Sonntag, eine Stunde vor Beginn der Gottesdienstzeit, Kindergottesdienst in Blumenau.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr.

Pfarrer Neumann.

Vereinigte Evang. Kirchengemeinde Itoupava.

Sonntag, 7. Okt., Gottesd. in Fidelis.

Sonntag, 14. Okt., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 21. Okt., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 28. Okt., Reformationsgottesd. in Rio Bonito.

Sonntag, 4. Nov., Reformationsgottesd. im 13. Moi.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Itoupava.

Sonntag, 18. Nov., Gottesd. in Itoupava-Rega.

Sonntag, 25. Nov., Totensonntag, Gottesd. in Jacu-Missu.

Die Gottesdienste beginnen um 9½ Uhr vorm.

Pfarrer Ossas.

Vereinigte Evangelische Gemeinde Badensfurt.

Sonntag, 7. Okt., 3 Uhr nachm., Gottesd. in Badensfurt (P. Neumann).

Sonntag, 21. Okt., Gottesd. in Itoupavazinha (P. Neumann).

Sonntag, 11. Nov., 2 Uhr nachm., Gottesd. in Fortaleza (P. Ossas).

Die Gottesdienste beginnen bis zum 1. Oktober um 10 Uhr vormittags.

Pfarrer Kessel.

Evangelische Gemeinde Pommerode.

Sontag, 7. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Rio Serro; 3 Uhr nachm., Gottesd. in Ober-Rega.

Sonntag, 14. Okt., Gottesd., Konfirmation und Abendmahl in Rib. Grande.

Sonntag, 21. Okt., Gottesd. in Benjamin Constant.

Sonntag, 28. Okt., Gottesd. in Pommerode.

Sonntag, 4. Nov., Pastoral-Konferenz.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Testo Central.

Sonntag, 18. Nov., Abschiedsgottesd., Konfirmation und Abendmahl in Rio Serro.

Sonntag, 25. Nov., Abschiedsgottesd. und heil. Abendm. in Pommerode.

Pfarrer Lange.

Evangelische Gemeinde Timbo.

Sonntag, 7. Okt., Gottesd. in Benedetto Novo.

Sonntag, 14. Okt., Gottesd. in Cedro Alto.

Sonntag, 21. Okt., Gottesd. in Carijos; 3 Uhr nachm., Gottesdienst und heil. Abendm. in Obermulde.

Sonntag, 28. Okt., Gottesd. in Freiheitsbach.

Die Gottesdienste beginnen um 9 Uhr vormittags.

Pfarrer Höhfeld.

Evangelische Gemeinde Hammonia.

Sonntag, 9. Sept., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia.

Sonntag, 16. Sept., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Breslau.

Sonntag, 7. Okt., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Hammonia.

Sonntag, 14. Okt., 9½ Uhr vorm., Gottesd. in Neu-Bremen.

Montag, 15. Okt., 8 Uhr abends, Gottesd. in Sandbach.

Donnerstag, 18. Okt., 8 Uhr abends, Gottesd. in Neu-Stettin.

Sonntag, 21. Okt., 9 Uhr vorm., Einsegnung und heil. Abendmahl in Oberer Rafael; 8 Uhr abends, Bibelstunde in Hammonia.

Sonntag, 28. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd., Einsegnung und heil. Abendmahl.

Pastor Grimm.

Evangelische Gemeinde Bella Aliança.

Sonntag, 7. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Trombudo.

Sonntag, 14. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Pombas.

Sonntag, 21. Okt., 9 Uhr vorm., Konfirmation und heil. Abendm. am Tayó.

Sonntag, 28. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Mosquito.

Sonntag, 4. Nov., Pastoral-Konferenz.

Sonntag, 11. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Matador; anschließend Konfirmandenaufnahme.

Sonntag, 18. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. an der Contra.

Sonntag, 25. Nov., 9 Uhr vorm., Gottesd. am Südarm.

Pfarrer Hahn.

Evangelische Gemeinde Itajahy.

Sonntag, 21. Okt., 9 Uhr vorm., Gottesd. in Itajahy.

Pfarrer Ratsh.

Evangelische Gemeinde Brusque.

Sonntag, 7. Okt., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 14. Okt., Gottesd. in Brusque; danach Kirchen-bazar.

Sonntag, 21. Okt., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Sonntag, 4. Nov., Gottesd. in Brusque.

Sonntag, 11. Nov., Gottesd. in Brusque; danach Kinder-gottesdienst.

Pfarrer Ratsh.